

LUDWIG HARIG

Die Harmonie der Widersprüche

Eine kleine saarländische Sprachkunde

„Die saarländische Freude“ heißt ein „Lesebuch über die gute Art zu leben und zu denken“ von Ludwig Harig, das eben im Hanser Verlag erscheint. Daraus dieser Vorabdruck.

Als der heilige Hieronymus in der Mitte des 4. Jahrhunderts ins Saarland kam, da stellte er voller Verblüffung fest, daß die Sprache der Treverer der der Galater ähnlich war. Ex oriente lux, sagt man zwar, aber wer weiß, ob nicht Troubadix und Miraculix ins Kleinasienische vorgedrungen waren, um dort die kollektive Harmonie der Widersprüche zu lehren. Die Vorfahren der Saarländer waren die Kelten. Der Grieche Strabo sagte, sie seien wankelmütig und prahlerisch, und der Römer Cäsar berichtet, ihnen habe es weder an Gemütsbewegung noch an Worten gefehlt. Ein saarländischer Grammatiker legt diese Wankelmütigkeit als Unentschlossenheit im gerechten Denken und diese Prahlerie als kritischen Spott aus. Zutreffender, aber vor allem positiver kann man den Volkscharakter nicht deuten.

Wer (heute noch) vom Saarländer sagt, er sei mal so, mal anders, der sagt nicht die Wahrheit. Der Saarländer ist nie so und er ist nie anders, sondern er ist immer die Versöhnung des So- und Andersseins gewesen. Der Saarländer ist ein harmonischer Mensch. Schon an anderer Stelle habe ich ihn als den vollkommenen Menschen beschrieben, dank einer Eigenschaft, die ihm wesentlich ist, der Lummerei. Die lummere Vollkommenheit des Saarländers ist ganz von dieser Welt, es ist nicht die apollinische Schönheit, es ist auch nicht die aristotelische Güte, aber es ist die hiesige Rundheit, die ihn kennzeichnet. Der Saarländer ist hiesig, und er ist rund.

Als der Lehrer fragte: „Quel âge as-tu?“ sagte die kleine Saarländerin: „Ei, e, gudder, scheener, runder.“ Das Gute, das Schöne und das Runde sind die saarländischen Attribute und Qualitäten. Aber nicht nur ein saarländischer Hintern, auch ein saarländischer Kopf und eine saarländische Brust sind gut, schön und rund, und vor allem die Gedanken in einem saarländischen Kopf und die Gefühle in einer saarländischen Brust sind von besonderer Güte, Schönheit und Rundung.

Ebenwert und Gleichgewicht, Langmut und Gemütsstärke, olympische Ruhe und Engelsgeduld: das sind die Kategorien aus Güte, Schönheit und Rundung. Der Saarländer schafft keine Bedrohung von rechts und keine von links, keine von oben und keine von unten, keine von hinten und keine von vorn. Er ist vollkommen ausgewogen. Die Ausgewogenheit ist sein Teil und auch seine Mission für die übrige Welt, denn die Ausgewogenheit gibt Trost und Vertrauen, „das Geheimnis“, wie der Saarländer sagt. Hier herrscht die Parität und die Konformität, die Kompensation und die Nivellierung. Eins entspricht dem anderen, eins stimmt mit dem anderen überein, eins läuft auf andere hinaus. Der Saarländer sagt: „Mir sinn quitt“.

Die saarländische Ausgewogenheit ist quasi die Harmonie der nichtausgetragenen Widersprüche. Sie hat es zu einem politischen Pakt machen lassen, wie es ausgewogener nicht mehr denkbar ist. Die politische Ausgewogenheit ist so vollkommen, daß niemand darauf verfallt, die Harmonie dieses Gleichgewichts jemals wieder zu stören. Selbst die Ausgewogenheit in den Programmen des Saarländischen Rundfunks ist die mediale Entsprechung des Thomas von Aquinens „concursum oppositorum“. Der Intendant sieht die saarländische Assimilierungsfähigkeit zwischen „konservativen Sklerotikern und progressiven

Hystikern“ als seine ausgesprochene Mission an. Hier ist alles, auf die Sache bezogen, „gehubbt wie geschubrt“, hier ist, auf die Person bezogen, „Maus wie Muder“. „Ei jo“, sagt der Saarländer, „ei nä“.

Alles das muß man wissen, wenn man die Sprache des Saarländers verstehen will, dieses runde Idiom der Hiesigen. Es gibt „alde Hiesische, Hiesische unn Hergeloffne“. Die alten Hiesigen sind immer schon dagewesen, die Hiesigen sind schon lange hier, und die Hergelaufenen sind die „ausm Reich“, das heißt alle, die jenseits von Rhein und Mosel geboren sind, etwa die preußischen Beamten, von denen die Saarländer sagten: „Goldne Tresse, aber nix ze fresse“. Die alten Hiesigen sprechen ihre Stadt-, ihre Orts-, ja ihre Ortsteildialekte, die Hiesigen entweder ihr Rhein- oder Moselfränkisch, aber oft schon abgeschliffen und integriert, die Hergelaufenen „Hochdeutsch mit Streife“.

Quer durch das Saarland, vom lothringischen Creutzwald über Völklingen, Quierschied, Urexweiler nach St. Wendel verläuft eine Sprachgrenze, die dat/das-Linie. Im Moselfränkischen heißt es „dat“, im Rheinfränkischen „das“, dort sagt man „eich unn dau“, hier sagt man „ich unn du“, dort „haut“, hier „heit“, der Bube ist „de Bou“ oder „de Bu“, gehört heißt „gehört“ oder „geheert“, kaufen heißt „käfen“ oder „kaafe“, der Vogel „Vul“ oder „Voche“, der Topf „Deppen“ oder „Hawe“, die Jacke „Motzen“ oder „Jubbe“, und nichts ist „neischt“, „nix“. Dabei spielt die Schärfe eine große Rolle. Dieser scharfe Druck auf die Vokale, der den rheinischen Akzent, diese singende Melodieführung, ausmacht, verliert sich im Rheinfränkischen, wo dann allerdings die alemannischen Eindringlinge das „sch“ in „bischt“ und „Bruscht“ gebracht haben, und schon an der Grenze, im krummen Elsaß, sagt man „rus“ anstatt „raus“, „lse“ anstatt „Eise“ und „Lit“ anstatt „Leit“.

Diese Mundartlinien fallen nicht mit den alten Stämmen, sondern mit den späteren Hohheitsgrenzen zusammen; die dat/das-Linie ist die alte Grenze zwischen dem Erzstift Trier und der Grafschaft Nassau-Saarbrücken. Einen „sprachlichen Vibrationsraum“ nennt der eine Volkskundler dieses saarländische Sprachgebiet, und man denkt an das rege Hin und Her in den alten Wandzeiten, aber dann sagt ein anderer, es unterliege keinem Zweifel, „daß die Sprachgrenzen zum größten Teil in Verkehrshindernissen“ zu suchen seien, „mögen sie politischer, kirchlicher oder physikalischer Natur sein“. Der Saarländer versetzt sich in diesen Widerspruch, er umgeht das Verkehrshindernis, das kirchlicher Natur ist, er genießt die Vibration, er löst die Thesen auf und sagt, immer gedoppelt: „Bruch unn Dalles“, „zu Huddel unn Fetze“, „druff unn dewidder“, „trungge unn dirmelich“, „rums unn stumbs“, „geberscht unn gestrahlt“. Er sagt: „Vill Käpp, vill Sinn, vill Ärsch, vill Winn“.

Charakteristischer als die Lautbesonderheiten sind die grammatischen Eigentümlichkeiten. Der Saarländer ist Nominalist, seine Begriffe sind subjektive Bewußtseinsgebilde, oft schöne Namen. Was ist „Dibbelabbes“? fragt ein Fremder. Der Saarländer antwortet: „Dibbelabbes iss Schales“, was allerdings auch nicht dasselbe, aber eine schöne Gleichsetzung ist. Der Saarländer ist em-

pirisch gestützt, er steht im Mittelpunkt der sinnlichen Erfahrung, und daraus zieht er seine Erkenntnis. Er sagt „mir“ statt „wir“, er sagt „bei“ statt „zu“, er sagt „gehen“ statt „werden“, noch seine Leideform wendet er ins Positive. Er sagt: „Mir geht bei mei Tante. Dort gebbt e Fescht gefeiert. Es Klän gebbt gedafft. Du gebbscht ingelaad. E Sau gebbt geschlacht. Die Kisch gebbt gebutzt. Die Wäsch gebbt gebiseilt. Die Stubb gebbt geschmiggt. De Disch gebbt gedeggt. De Kaffee gebbt gekocht. De Wein gebbt ausm Keller geholl, unn dann gebbt e ahnständischer druffgemach. Esse unn dringge halt Leib unn Seel sammme.“

Die positive Art des Saarländers ist so hiesig und ist so aktiv, daß er nicht „nehmen“, sondern „holen“, daß er nicht „einschenken“, sondern „ausschenken“ sagt. Er sagt: „Holle eier Gläser in die Hand, jetzt kriener noch äner ausgeschenkt.“ Der Saarländer, als harmonischer Hiesiger, ist immer nahe am Ziel. Daran ist er leicht zu erkennen. Er sagt: „Hemm“, und er sagt: „Schloofe“. Er sagt: „Ich sinn mied, ich gehn hemm schloofe.“ Der Saarländer geht am liebsten heim schlafen. Er geht nicht nach Hause, er geht heim. „Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“ Das sagt Ernst Bloch, ein Nachbar aus der Pfalz, vom zukünftigen Menschen.

Nach dem Fest sagt der Saarländer: „Ich hann kämmeh Geld.“ Er sagt es galilisch-galatisch, in gleicher Inversion wie der kymmerische Mensch in Wales, der von der geliebten Frau sagt: „Es ist die meiste Frau, die ich liebe.“ So sind auch der

Saarländer und der Kymmerer die einzigen, die das alte indogermanische „wifmon“, das Weibsmensch, bei sich behalten haben. Er tut eben nicht wie die anderen. Er kennt keinen Genetiv, keinen Umlaut, keinen Ablaut, aber er kennt die Verwendung mehrerer Bindewörter auf einmal. Er sagt: „Mir komme eich net ehr besuche, als bis daß ihr zeerscht bei uns ware.“ Ja die Bindewörter, ja die fehlende Leideform! Statt der Vorsilbe „zer“ sagt der Saarländer „ver“, statt „ver“ sagt er „ge“, statt „ge“ sagt er wieder „ver“. Er verbricht sich seinen Kopf, dann hat er sich geheiratet, und am Ende hat man ihn verscholten. Die Hiesigen verstehen, was gemeint ist, die Hergelaufenen aber sind verwirrt, sie sind „worres“.

Ein Lob den hiesigen und auch den hergelaufenen Sprach-, Konsum- und Verhaltensforschern! Sie haben nicht nur die Sprache, sie haben auch untersucht, wie der Pfälzer, wie der Lothringer, wie der Luxemburger den Saarländer, und schließlich wie der Saarländer sich selber sieht. Sie haben den Ostwind und den Westwind über das Land wehen lassen, die „Ewerluft“ und die „Unnerluft“, wie der Saarländer viel anspielungsreicher sagt, und zwar nach allen Seiten, und sie haben dabei herausgefunden, daß der Saarländer sowohl die Oberluft als auch die Unterluft nutzbringend auf seine Mühlen leitet.

Strabo und Cäsar hatten recht, sie hätten nicht gleich Windbeutel und Prahlerhans zu sagen brauchen. Gerhard Schmidt-Henkel sagt, der Saarländer habe einen positiven Zuständigkeitswahn; der Leiter der Planungsabteilung in der Staatskanzlei beschreibt ihn, indem er den Saarländer zu Recht von sich selbst sagen läßt: „Tue Gutes und rede viel darüber.“

IRMTRAUD SCHAARSCHMIDT-RICHTER

Das Ich auf der Suche nach dem Selbst

Japanische Kulturszene heute

Ein Berichterstatter über die japanische kulturelle Situation und ihre Kunstszene hat es wahrhaftig nicht leicht. Auf Fragen, die aus der Perspektive unserer Breiten sich formuliert haben, kann er, wenn er ehrlich ist und darüber hinaus wirklich einen Einblick gewonnen hat, nicht einfach mit ja oder nein antworten. Er kann keine Beschreibung in Lokalfarben geben, sondern muß stets die Komplementärfarbe, den Kontrapunkt, die Rückseite, das Gegenteil in seine Antwort mit einschließen, aber vor allem muß er ein geradezu apodiktisches „Es ist alles ganz anders, auch wenn es ähnlich scheint“, an den Anfang stellen. Erst dann kann er hoffen, daß er verstanden wird – vielleicht.

Eine der häufigsten Fragen ist die Frage nach der kulturellen Opposition. Wo steht die oppositionelle Kunst, wie drückt sie sich aus? Die erste Antwort darauf kann stets nur eine Rückfrage sein: Opposition wogegen? Denn würde man antworten: Es gibt keine Opposition, würde Japan in den Verdacht des Konformismus geraten, ein Verdacht, dem es sowieso nur allzuleicht ausgesetzt ist. Aber dieser ist durchaus nicht gerechtfertigt, denn schon ein kurzer Blick belehrt, daß es sich hier eher um eine verwirrende Vielfalt, als um geordnete Einheit handeln muß. Diese Vielfalt der kulturellen Szene ist das getreue Spiegelbild der japanischen Gesellschaft, die aus einer Summe von Individuen besteht, die sich zu Gruppen und Grüppchen zusammenfinden, aber keine streng geordnete Gesellschaft in unserem Sinne bilden.

Die Ordnung findet innerhalb dieser Gruppen statt, deren kleinste Einheit zwei Personen sind:

Lehrer – Schüler, Älterer – Jüngerer, Freund – Freund, während eine größere durch eine Firma gebildet werden kann oder aber wie es in der bildenden Kunst oder auch in der Lyrik der Fall ist, durch gemeinsames Interesse an einer künstlerischen Tätigkeit. Hier auf dieser Ebene kommt es dann zur Opposition, Gegnerschaft, Konkurrenz. Natürlich entstehen innerhalb der Gruppen immer wieder gewisse Abhängigkeiten, was sich schon im Lehrer-Schüler-Verhältnis ausdrückt – eine Abhängigkeit, die jedoch auf Gegenseitigkeit beruht. In früheren Jahrhunderten war ein solches Verhältnis im sogenannten Iemoto-System (Iemoto = Stammhaus) streng geordnet. Im Bereich der darstellenden Künste, der Musik, aber auch Ikebana und ähnlichem existiert sie zum Teil noch heute. So sorgt der Lehrer für das Fortkommen eines Schülers auch dann noch, wenn dieser längst selbst Lehrer geworden ist. Während er zum Beispiel von den Prüfungsgebühren, die sein Schüler einnimmt, einen Anteil erhält, wie auch der Name seiner Schule von seinem Schüler weitergetragen wird.

Allerdings so streng ist diese Ordnung nun auch wieder nicht, daß der ehemalige Schüler aus dieser Bindung nicht ausscheren könnte und ein eigenes Iemoto bilden. Nach der Meiji-Reform 1868 hatten sich aber auch, mehr oder weniger nach westlichem Vorbild, Künstlergruppen gebildet, ähnlich denen, die damals in Europa so zahlreich entstanden. Die Aufnahme westlicher Stilelemente und Techniken in der Malerei zum Beispiel, die eine westliche Malerei, das sogenannte yōga hervorbrachte, hatte solche Gruppenbildungen mit gemeinsamen Anliegen bewirkt. Jedoch

waren diesen sehr bald Gegengruppen, die eine neue „Japanische Malerei“ (nihonga) vertraten, entstanden, und hier fand sogar eine sehr ausgeprägte Opposition der einen Richtung gegen die andere statt. Diese Gruppen spalteten, wandelten sich doch sehr rasch, während des 2. Weltkriegs aufgelöst, haben sich nach 1945 nur wenige neue gleichen Stils wieder zusammengefunden, wozu allerdings noch übergreifende Organisationen hinzugekommen sind.

Wichtiger sind jene Freundeskreise, die sich um eine Kunstgattung bilden oder aber um Galeristen und Künstler scharen. Das heißt ganz praktisch, daß die Ausstellung eines Künstlers von diesen Freunden getragen wird; sie stellen die Besucher und Käufer. Das schränkt zwar die Breitenwirkung eines Künstlers ein, verlangsamt sie zum mindesten, gibt ihm aber eine gewisse Sicherheit und dem Galeristen darüber hinaus die Freiheit, nach seinem eigenen Geschmack und seinen Vorstellungen für oder gegen eine Ausstellung zu entscheiden, da er ja mit seinem Freundeskreis bis zu einem gewissen Grad auf der gleichen Wellenlänge liegt. Das bedeutet wiederum, daß es ein allgemeines, gesellschaftliches „In-sein“ nicht gibt, so wie keine ausgeprägte Allgemein-Tendenz vorhanden ist, da das, was gemacht wird, zu sehr von den Entscheidungen einzelner oder einzelner Gruppen abhängt. Das zeigt sich im übrigen auch bei den Vernissagen, man trifft in den verschiedenen Galerien selten die gleichen Leute und das liegt nicht nur an der Größe Tokios. Lediglich in den beiden in Tokio führenden Galerien, die aus einem gespaltenen Freundeskreis hervorgehen, kann man so etwas erleben, das heißt begegnet man fast den gleichen Gesichtern.

Sieht man in diesem Zusammenhang hier die Funktion der Regierung, die neben einer verfestigten Gesellschaftsordnung ein weiterer Gegenstand der künstlerischen Opposition sein könnte, so muß man feststellen, daß sie in Japan als ein reines Verwaltungsorgan zu funktionieren hat und auch so empfunden wird. Als solches jedoch wird sie scharf beobachtet und hart kritisiert. Da ihr der ideologische Überbau fehlt, bietet sie allerdings kaum Möglichkeiten zu ideologischem Angriff, der sich künstlerisch formulieren ließe. Einige Künstler, die man ihrer Einstellung nach mit unserem Begriff „links“ annähernd charakterisieren könnte, nach ihrer Haltung gegenüber der Regierung befragt, antworteten sehr konkret, daß ihnen dieses und jenes im praktischen Bereich der Politik nicht gefiele und sie gedächten dagegen vorzugehen, aber nicht mit ihren Plastiken und Bildern, sondern mit den, ihnen als Bürgern zur Verfügung stehenden, ganz handfesten Mitteln, die auch Aussicht hätten, ihren Vorstellungen zur Realisation zu verhelfen. Eine Trennung von Kunst und Leben also? Ganz im Gegenteil, die praktische und das heißt pragmatische Politik ist ein viel zu kleines Feld, um künstlerisch ergiebig zu sein, mit Ausnahme gewisser linker, das heißt der KPJ nahestehender Gruppen, die sie aber zu rein didaktischen beziehungsweise Propagandazwecken benutzen in der Form des „Sozialreal“, eine Ausdrucksform, die jedoch auch offiziell anerkannt ist, wie die Ausstellungen politischer Kunst im Städtischen Museum in Tokio deutlich genug zeigen.

Das heißt also, daß man durchaus nicht einfach bestehende Verhältnisse akzeptiert, sondern man sucht sie zu verändern, aber konkret und greifbar. In der künstlerischen Produktion drückt sich dies im ganzen gesehen weniger aus, da diese im allgemeinen in tieferen Schichten, oder sagen wir auf einer geistigeren Ebene stattfindet, die in letzter Konsequenz nur dem Ich zugänglich und für menschliche Probleme zuständig ist. Ich, Leben, Tod, Mensch, die Funktionen seiner Sinne, die Umwelt und ihre Gegenstände, das Verhältnis zu ihnen, sind die Grundthemen des überwiegenden Teils der japanischen Kunstproduktionen der Gegenwart bis zum Augenblick und das wird sich vorläufig auch kaum ändern. Die Formen, in denen sich dieses ausdrückt, sind außerordentlich unterschiedlich. Gewohnt an den freien Umgang mit Dingen, dem eine Konvention nach unseren Vorstellungen nicht auferlegt war oder ist und in einer Welt in der seit Jahrhunderten das Wissen um die Nicht-Form der Form vorhanden, erscheint jedes Material, jedes Form-Konzept, auch

FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE

Blick in Zeitschriften

Wissen ist Ohnmacht

VON IVO FRENZEL

Die nun im siebten Jahr erscheinende Vierteljahrsschrift *Scheidewege* macht inzwischen ihrem Namen alle Ehre. Im Untertitel versteht sie sich als Organ „für skeptisches Denken“. Dahinter könnte man einen modernen Stoizismus vermuten, ausgelöst vom Bewußtsein, daß wir in einer Endzeit leben, motiviert aber durch Zivilisationsmüdigkeit, die sich durch vornehme oder resignierende kritische Distanz gegenüber modischen Trends ausdrückt. Zugleich war eine neue konservative Haltung zu vermuten, ein Verdacht, der nicht nur durch Friedrich Georg Jünger als Mitherausgeber und durch den Inhalt mancher Hefte sich zu bestätigen schien. Doch die Zeitschrift selbst haben dieser immer noch etwas im Verborgenen blühenden Zeitschrift ein ganz neues Image gegeben. In einem Augenblick, da die Menschen zu begreifen beginnen, daß das unsterbliche Produkt ihrer genialen Erfindungsgeist zugleich die gefährlichste Hinterlassenschaft für Jahrhunderte sein wird, haben Kategorien wie konservativ oder progressiv nur noch eine sekundäre Bedeutung. Der Homo faber, der schlau Alchimist und rastlose Goldsucher, hat am Ende doch nun etwas Dauerhaftes zustande gebracht, das er vor sich und aller Welt verstecken muß – jene zerstörerisch strahlende Materie, für die die Alltagssprache das Wort Atomtüll fand. Statt Skepsis und Kulturkritik ist jetzt Katastrophenalarm am Platze. Wir sind an jener Wegscheide angelangt, wo wir (vielleicht) noch sofort umkehren können oder aber die mögliche Zukunft unserer Geschichte verspielen.

Das neueste Heft der *Scheidewege* (1/77) wandelt düstere Ahnungen dieser Art zu beklemmender Gewissheit. Auch der, den die Studien des Club of Rome oder die jüngsten Äußerungen C. F. von Weizsäcker existentiell unberührt gelassen haben, dürften sich von dem Situationsbericht getroffen fühlen, den George Wald in den *Scheidewegen* gibt. Dabei handelt es sich lediglich um den kurzen Text einer Ansprache, die der jetzt siebzigjährige amerikanische Nobelpreisträger 1974 in Tokio bei der „20th World Conference against Atomic and Hydrogen Bombs“ gehalten hat. Wald gehört zu den Wissenschaftlern, die kaum eine Möglichkeit sehen, wie die Menschheit das Jahr 2000 sehr lange überleben wird. Und wenn wir, wie es mehr und mehr möglich erscheint, in einem nuklearen Weltbrand untergehen, dann wird das nicht nur für uns das Ende sein, sondern auch für viele andere Lebensformen dieser Erde.

Wald kritisiert aber nicht nur das Gleichgewicht des Schreckens, auf dem der labile Friede beruht („Mein eigenes Land produziert gegenwärtig drei neue H-Sprengköpfe pro Tag. Die Sowjetunion hält mit uns Schritt.“), sondern er sieht den drohenden Atomkrieg im engen Zusammenhang mit allen anderen, weltweit ungelösten Problemen: Überbevölkerung, Hunger, Verschmutzung, Plünderung des Planeten. Schon gibt es über 500 Millionen Randexistenzen, vor allem in der Dritten Welt, Menschen, für die die Marktwirtschaft keine Verwendung hat, die weder als Verdienner noch als Verbraucher in Betracht kommen. „Sie

sind überhaupt nicht gefragt. Sie sind eine Last, und es wäre eine Erleichterung, wenn sie verschwänden – Eltern und Kinder.“ Robert McNamara, der frühere Ford-Direktor und US-Verteidigungsminister, jetziger Präsident der Weltbank, schätzt das Anwachsen dieser „marginal men“ für 1990 bis auf 2 Milliarden Menschen voraus, das wäre die Hälfte der Erdbevölkerung. Der millionfache Hungertod unter den Völkern in den Entwicklungsländern scheint um so bedrohlicher, als die „grüne Revolution“ praktisch zusammengebrochen ist, bevor sie eigentlich begann. Denn sie war abhängig von billigem Öl und billiger Kohle, um Kunstdünger und Pestizide in riesigen Mengen produzieren zu können. Nun aber sind diese Rohstoffe knapp und so teuer geworden, daß sie gerade von den hungernden armen Ländern nicht mehr bezahlt werden können, während die wenigen Multis, die den Rohstoff-, Energie- und Agrarmarkt weltweit beherrschen, ihre Gewinne in diesen Krisenjahren teilweise verdreifacht haben. Nicht ein Betriebsunfall zwischen den Supermächten, sondern viel eher die reine Verzweiflung könnte irgendwo in der Dritten Welt einen nuklearen Schlag auslösen, der sich dann zum letzten aller Weltkriege ausweiten könnte.

„Das einzige, was uns jetzt noch retten kann, ist politische Macht“, meint Wald, „nämlich die Macht, mit der die Menschen dieser Welt ihren gegenwärtigen Herren, von denen die Erde der Vernichtung entgegengeführt wird, die Macht entwinden können.“

Diese Herren aber sind nicht die offiziell Regierenden. Es sind in der „freien Welt“ einige Wirtschaftsgiganten, wie es in der „sozialistischen“ Welt wenige Parteizentralen sind, die dem rechten Imperialismus des Westens einen nur graduell unterschiedbaren linken Imperialismus entgegenzusetzen. „Folglich gibt es keine Nation, die den Vereinigten Staaten von Amerika so sehr ähnelt wie die Sowjetunion.“ Damit greift George Wald Gedanken auf, die zuvor auch schon von Robert Oppenheimer und Linus Pauling in den USA und von Andrej Sacharow in der UdSSR erörtert wurden. Wie man weiß, ohne jeden Erfolg. Oppenheimer und Pauling wurden während des kalten Krieges die Pässe entzogen, und Sacharow wird für seinen Vorschlag, die beiden Supermächte

sollten ihre Kräfte vereinen, um für die Humanität zu wirken, von seinem Heimatland geächtet. Die Wissenschaft, so scheint es, sind zur Ohnmacht verurteilt. Man lese im selben Heft die Aufsätze des amerikanischen Biochemikers Erwin Chargaff, des deutschen Arztes Eberhard Zeller und des Publizisten Jürgen Dahl, um zu verstehen, daß diese unsere These nicht aus der Luft gegriffen ist.

In nur scheinbarem Gegensatz zu solchen apokalyptischen Zukunftsvisionen steht ein längerer Essay Hartmut von Hentigs, dessen erste Hälfte bereits im Januar-Heft des *Merkur* veröffentlicht wurde und dessen entscheidender zweiter Teil nun in der Februarausgabe (*Merkur*, Heft 345) abgedruckt ist. Hentig hat „Eine Apologie des Gebildeten“ entworfen. Er setzt sich ausführlich mit vier gravierenden Vorwürfen auseinander, die jenem Wissen gelten, das aus uns „Gebildete“ macht.

Die Anklagen lauten: Traditionelle Bildung sei ihrem Wesen nach unpolitisch und zugleich parteiisch, die diene der Aufrechterhaltung der Klassengesellschaft. Bildung sei zweitens unpraktisch und handlungshemmend, drittens sei sie heute zu einem bloßen Mittel für den sozialen Aufstieg, ein Arbeitsmarktwert geworden. Viertens sei die traditionelle Bildung gemessen an ihrem eigenen Anspruch utopisch, sie entbehre des Maßstabs, um die tatsächlichen Lebensprobleme der Menschen ordnen und lösen zu können. Hentig widerlegt diese Anklagen Punkt für Punkt, wobei ihm die Rechtfertigung der traditionellen Bildung gegenüber der vierten Anklage jedoch nicht leicht fällt. Bildung wurde spätestens im 19. Jahrhundert zum Religionsersatz, sie hatte Maßstäbe bereitzustellen – als die Götter die Welt verließen, zog die Philosophie an ihrer Stelle ein. Doch hat sich diese Art von bürgerlicher Bildung in der Tat nicht als ausreichend erwiesen, um die großen Probleme der Gegenwart und der nahen Zukunft lösen zu können. Bildung, so wendet Hartmut v. Hentig ehrlicherweise sich selbst ein, müßte doch wohl von einer neuen globalen Verantwortungsethik abgelöst werden, eine vielfach erhobene Forderung, von der der Autor freilich nicht sieht, wie sie erfüllt werden könnte. Zumindest, so meint Hentig, sei diese neue Ethik nicht ohne das Fundament der traditionellen Bildung zu haben,

wobei er „Bildung“ als die vermittelte „Einsicht in den Zusammenhang von Kultur und Natur“ versteht. Doch sieht dieser Vorschlag eindeutiger und überzeugender aus, als er tatsächlich ist.

Denn eine globale Verantwortungsethik müßte ja die Bildungsstrategien sehr verschiedener Kulturen zunächst einmal miteinander in Einklang bringen. Die Schwierigkeiten liegen hier nicht so sehr im Formalen als vielmehr bei materialen Bestimmungen. Was heißt zum Beispiel im Hinblick auf die Zukunft der Menschheit „überleben“? Heißt „überleben“, Jeder von uns bekommt die fünf Quadratmeter Bewegungsraum und die 20 Quadratmeter Nutzraum, die ihm im Durchschnitt der heutigen Möglichkeiten vielleicht zustehen? Heißt „überleben“, Jedem wird eine Beschäftigung garantiert und uns allen zusammen eine maximale Nachkommenschaft von einem Kind pro 1000 Einwohner pro Jahr?

Hentig weiß, daß solche Fragen zu unlösbaren Problemen und abscheulichen Vorstellungen führen. „Das Schlimme ist, daß die Wahrheit für das Jahr 2000 davon so fern nicht liegt.“ Deshalb werden die Demographen und Ökologen jetzt an die Front gerufen. Die Einsicht aber lautet, daß die Zukunft des Menschen zwar von noch mehr Forschung und von richtigen Berechnungen abhängt, aber nicht nur davon! Bildung also wird nötig bleiben, um Zusammenhänge zu verstehen und deuten zu können, sie allein aber wird die Probleme des Lebens und Überlebens nicht lösen – „die müssen wir mit Politik bewältigen, der Bildung allenfalls Ziele und Maßstäbe geben kann, aber nicht die moralische Kraft, die Entschlossenheit und das Geschick, sie zu vollziehen.“

Hier möchte man fragen, ob denn auch Hentig sich resignierend zur Ohnmacht des Wissens bekennt. Dies scheint der Fall. Doch am Schluß seiner Abhandlung gibt er einer Hoffnung Raum: „Es sei denn, wir benutzen das Wort Bildung anders ... und verstehen darunter eine ganze Lebensform, die Fähigkeit, wirksam, gerecht, verantwortlich zu handeln.“ Bildung nicht als Bodensatz theoretischen Wissens, schon gar nicht als Halbbildung, sondern als Teil der Praxis, handeln nicht nach opportunistischen Wünschen, sondern auf Grund unseres Wissens – das wäre eine Chance, die hierzulande auch Politiker und Bürgerinitiativen gemeinsam ergreifen sollten.